

Ursula Neumann

Wie werde ich ein guter Außenseiter? (2000)

Tipps einer Insiderin. Dankesrede anlässlich der
Verleihung des Erwin-Fischer-Preises

Als Frau kommt es mir zu – wenigstens lautet die durch Religion nicht ganz unbeeinflusste Theorie über lange Jahrhunderte so –, wenn schon nicht zu schweigen, so doch mich auf Gefühl und Empfindung zu beschränken. Ganz wird es mir zwar nicht gelingen, aber es trifft sich immerhin gut, dass mein Beruf – ich bin Psychoanalytikerin – ebenso das Augenmerk auf Emotion und Introspektion lenkt.

Ich gestehe zunächst, dass es mich vergnügt stimmt, hier die Gelegenheit zu haben, manches zu sagen, was ich schon immer sagen wollte – und da es sich um eine Preisverleihung handelt, müssen Sie mir artig zuhören und am Schluss sogar – wenigstens ein bisschen – klatschen.

Was weiß ich nun Mitteilenswertes nach fast einem Vierteljahrhundert weltanschaulichen Außenseitertums?

Zunächst bitte ich Sie, sich vor Ihrem geistigen Auge ein wunderhübsch gelegenes 1000-Seelen-Dorf vorzustellen, Wein- und Obstbau, eingemeindet in eine 20.000-Kleinstadt, konservativ, katholisch. Als wir herzogen, hing in der Metzgerei ein Kreuz. Seit der Renovierung vor einigen Jahren hängen nur noch Würste und Schinken. Ich nehme an, dass ich die Einzige bin, der das aufgefallen ist. Im Rathaussaal hängt das Kreuz noch. In der Schule auch.

Besser lässt sich das Auseinanderdriften von gesellschaftlicher und politischer Entwicklung im Bereich der Religiösen, zwischen faktischer Bedeutungslosigkeit und krampfhaft durch die Politik aufrechterhaltener Bedeutung des Christlichen gar nicht beschreiben, merke ich gerade.

Nicht dass wir Reibungspunkte gesucht hätten, sie ergaben sich. Der Anfang war gemacht, als auf Betreiben des Dekans im neuen Rathaussaal ein Kreuz aufgehängt wurde und ein befreundeter SPD-Stadtrat sich dagegen verwahrte, unter dem Kreuz zu tagen. Wir unterstützten ihn nach Kräften, mein Mann mit einem Gutachten – übrigens hat auch Erwin Fischer dazu ein Gutachten geschrieben –, ich mit Leserinnenbriefen und indem ich Dokumentationen für die Medien erstellte. Was einem den Vorwurf einbrachte, man hätte das schöne Oberkirch bundesweit in den Schmutz gezogen. Das gesunde Volksempfinden war ins Mark getroffen und brach sich so Bahn, wie es das gesunde Volksempfinden eben zu tun pflegt.

Das lässt nicht kalt. Es ist nach meiner Erfahrung viel weniger ängstigend in einer Podiumsdiskussion vor großem Publikum seine Meinung zu vertreten, selbst wenn man hoffnungslos in der Minderheit ist. Aber diese dumpfen Ressentiments, die einem da entgegenschlagen, lassen einen zur Flasche greifen. Zur Flasche Baldrian nämlich. Der Apotheker des Ortes – vielleicht ein heimlicher Parteigänger – zwinkerte verständnisvoll, wenn wir wieder eine neue brauchten.

In solchen Situationen hilft der Verstand nicht, der einen zu beruhigen sucht: Es kann doch gar nichts passieren, die haben keinerlei reale Macht über uns usw.

„Querschläger und Unruhestifter sind hier wie überall unerwünscht“ war die fette Überschrift eines Leserbriefes, der endete: „Man braucht nicht unbedingt katholisch zu sein, oder das passende Parteibuch nachweisen können, nur gottesfürchtig und einigermaßen gottgläubig sollte man schon sein.“ Und dass wir besser geblieben wären, wo wir herkamen, falls wir uns nicht anpassen wollten. Die Angst mag irrational sein. Deswegen ist sie trotzdem da. Was denkt die Gemüsefrau? Was wird hinter meinem Rücken geredet, wenn ich die Kinder zum Kindergarten bringe?

Aber – und das ist für Außenseiterinnen einer der wichtigsten Merksätze: Angst kann überwunden werden. Ich habe mich gezwungen, gerade in solchen Fällen in die Offensive zu gehen. Besagten Leserbriefschreiber lud ich auf eine Weise zu einem Gespräch ein, dass er nicht kneifen konnte, was er liebend gern getan hätte. Er kam dann eines Abends nach 22 Uhr im Anschluss an die Kirchenchorprobe klammheimlich über den Hinterein-

gang. Seinen MitsängerInnen hatte er nichts gesagt. Machte nichts. Dass das Treffen publik wurde, dafür sorgte ich über meine in diesen Dingen absolut zuverlässige Haushaltshilfe.

Die Überwindung der Angst ist zunächst eine Frage der Selbsterhaltung. Denn wer aus Angst gegen seine Überzeugung handelt, wer aus Angst schweigt, verliert ein Stück Selbstachtung und dies macht einen für die Zukunft weniger widerstandsfähig. Respekt vor sich selbst bewirkt Respektiertwerden durch die anderen. Man muss hier sehr aufpassen, dass man nicht selbst das Signal gibt: zum Abschuss freigegeben.

Die Überwindung der Angst sehe ich aber auch als ein Gebot der Solidarität: Aufgrund meines Bildungsstandes, aufgrund meiner finanziellen und beruflichen Unabhängigkeit bin ich im Vorteil gegenüber vielen Menschen, die ähnlich denken wie ich, die aber *objektiv* wesentlich mehr Angst haben müssen als ich. In unseren einschlägigen Oberkircher Auseinandersetzungen wurde einem so manches zugetragen: Die alleinerziehende Mutter, die aus der Kirche ausgetreten war und deren Kind von Lehrern fertiggemacht wurde, oder die Frau, die einen geschiedenen Mann heiraten wollte und sich vom Pfarrer sagen lassen musste, dass dies schlimmer als ein Mord sei. Hier ist die Überwindung meiner Angst notwendig, um gegenüber denjenigen ein Zeichen zu setzen, die meinen, sie könnten mal einfach so ihr Mütchen an Andersdenkenden kühlen.

In weitere Oberkircher Auseinandersetzungen waren unsere Kinder involviert. Überwiegend unser Sohn – die zwei Jahre jüngere Tochter war im Windschatten. Nichtkonfessionelle in der Dorfschule – das war damals ein Novum (heute auch nicht mehr). Der Pfarrer ließ im Religionsunterricht für die armen Heidenkinder beten. Wir riefen ihn an und er leugnete, so etwas je getan zu haben. Ein Hinweis darauf, wie wenig es braucht, die Repräsentanten der schweigenden oder lauten Mehrheit ihrerseits unsicher zu machen. Das ist vielleicht der nächste Merksatz für AußenseiterInnen: Die anderen haben mindestens so viel Angst wie man selbst.

Für unsere Kinder wurde nicht mehr gebetet, aber es gab von MitschülerInnen schon Äußerungen wie: Du bist kein richtiger Mensch, weil du nicht getauft bist. Auch für solche Äußerungen wollte der Pfarrer keinesfalls die Verantwortung übernehmen. Es war ihm ein Rätsel, wie Kinder auf so etwas kommen können. Hier wird das Außenseitersein prekär, denn es geht nicht nur um die Frage, was mute ich mir zu, sondern was mute ich meinen Kindern zu.

Gerade von denen, die wenig Bereitschaft zeigten, unsere Kinder zu integrieren, wurde uns öfter entgegengehalten, wir fügten unseren Kindern Schaden zu, indem wir sie in eine Außenseiterrolle zwingen würden. Unsere Kinder gingen in der Tat als Einzige nicht zur Erstkommunion, was viel mehr ein Problem der Geschenke als sonst etwas war.

Wir provozierten einen weiteren Sturm im Wasserglas, als wir uns gegen das von einer Marienverehrerin neu eingeführte schulische Morgengebet verwarnten. Die Elternbeiratsvorsitzende, hinter der alle Mütter wie ein Mann standen, teilte mir mit: Man sei froh, dass in der Schule gebetet würde, weil zuhause käme man nicht dazu.

In solchen Situationen fragten wir uns allerdings: Was dürfen wir unseren Kindern zumuten? Die Antwort ergab sich aus Gegenfrage: Was muten wir unseren Kindern zu, wenn wir ihnen diese Außenseiterposition nicht zumuten? Es wäre die Botschaft: Du musst mit den Wölfen heulen! Zu deiner eigenen Überzeugung stehst du besser erst nach Klärung der Mehrheitsverhältnisse! Wir wären ein schlechtes Vorbild und es wäre eine Erziehung zur Feigheit, eine Erziehung zum Mitläufertum.

In einer hitzigen Auseinandersetzung giftete ich meine Gegenüber an: „Die Eltern meines Mannes erlaubten ihm auch nicht, in die Hitlerjugend zu gehen, und ich denke, das hat ihm nicht geschadet, sondern genützt.“ Das war vielleicht ein etwas überzogener Vergleich. Aber wahr ist: Wer gelernt hat, dass es einen nicht umbringt, wenn man auch mal allein auf weiter Flur steht, ist für die Zukunft besser gerüstet als diejenigen, die von ihren Eltern vermittelt bekommen haben, es sei lebenswichtig, darauf zu hören, „was die Leute sagen“.

Selbstverständlich ignorierten wir nicht, dass wir unseren Kindern etwas zumuteten. Oder richtiger gesagt: Wir ignorierten nicht, dass die Inanspruchnahme unserer selbstverständlichen Rechte durch das Verhalten anderer zur Zumutung geriet. Es ist wichtig, hier die Kausalität präzise wiederzugeben, damit die Verantwortlichkeit dort bleibt, wo sie hingehört. Wir versuchten nach Kräften, das, was wir taten und was geschah, unseren Kindern verständlich zu machen und ihnen Rückhalt zu geben. Ich denke, es ist uns gelungen.

Die sich über Jahre hinziehenden Prozesse zum Ethikunterricht brachten zum Teil ähnliche, zum Teil auch ganz andersartige Erfahrungen. Angst spielte natürlich auch hier eine Rolle, aber im Unterschied zu den dumpfen Ressentiments, die argumentativ kaum anzugehen sind, ging es hier eher – ich betone: eher – um einen rationalen Diskurs. Damit bewegten wir uns auf vertrauenerem, greifbarerem Terrain.

Theoretisch wussten wir zwar, dass auch die beste und logischste Argumentation noch nicht bewirkt, dass man vor Gericht recht bekommt. Aber insgeheim hatten wir diese Erwartung doch. Das Gute daran war, dass wir unendlich viel Zeit auf eine hieb- und stichfeste Begründung und deren Verbreitung aufwandten. Daraus leiten sich zwei weitere Merksätze für AußenseiterInnen ab:

Du hast – erstens – überhaupt nur dann eine Chance, etwas zu bewegen, wenn du doppelt so gut, doppelt so gründlich und doppelt so sorgfältig arbeitest wie VertreterInnen der Mehrheit. Zwar – so fürchte ich aufgrund der Erfahrung – werden RichterInnen dadurch nicht sonderlich beeindruckt. Die Justiz ist ein schwerer Tanker und kein wendiges Segelboot. Aber trotzdem ist argumentative Überlegenheit nicht wirkungslos. Es bringt Menschen zum Nachdenken, wenn – wie wiederholt geschehen – ein schlecht präparierter (Prozess-)gegner erkennbar dummes Zeug redet. Es ist ein nicht gering einzuschätzender Fortschritt, wenn Menschen, die unser Anliegen zunächst als Spinnerei abtaten, schließlich meinen: So kann man es auch sehen.

Der zweite Merksatz für AußenseiterInnen in diesem Zusammenhang ist: Betrachte die Medien – bis zum Beweis des Gegenteils – als Verbündete. Medienmenschen wollen „Futter“. Wenn sie es mundgerecht serviert bekommen, machen sie in aller Regel etwas Brauchbares daraus. Vielleicht nicht genau das, was man sich erträumt. Aber Bösartigkeit habe ich eigentlich nie erlebt. Was auch verständlich ist, denn Bösartigkeit setzt ein hohes Interesse voraus und so interessant finden die wenigsten Probleme aus dem Bereich Kirche-Staat.

Dass die Medien unser Anliegen transportierten, ließ uns einiges an Solidarität erfahren (Beschimpfungen übrigens fast gar nicht). Das hat nicht nur uns gestützt, sondern umgekehrt haben Menschen mit ähnlichen Gedanken auf diese Weise erfahren: Es gibt noch mehr ihresgleichen.

Weil AußenseiterInnen per definitionem in ihrem Umfeld mehr oder weniger allein dastehen, ist genau dies eine gar nicht hoch genug einzuschätzende Bestärkung. Dauernd zu erleben, „alle anderen“ denken anders, führt fast unausweichlich zu dem Gefühl, selbst verkehrt zu sein. Oder man wird zum Spinner, weil man sich zwecks Selbsterhaltung gegen jegliches äußere Korrektiv abschotten muss, was zu Realitätsverlust in Form von Größenideen der Marke „ich gegen den Rest der Welt“ führt. Daraus resultiert der nächste Merksatz: AußenseiterInnen brauchen andere AußenseiterInnen, um AußenseiterInnen bleiben zu können.

Das Schlechte an unserem unterschwelligen Vertrauen auf die Zugänglichkeit der Justiz für eine gute Argumentation war Folgendes: Vor, während und nach jeder Verhandlung gerieten wir in ein durch die Sache nicht gerechtfertigtes Wechselbad der Gefühle. Wir nahmen die Richter zu wichtig und gaben ihnen die Macht, in uns das Gefühl des Beschämtseins auszulösen. Was den Richtern selbst vermutlich ferne lag. Das bedarf der Erklärung:

Wenn ich in einer normalen Diskussion meinen Kontrahenten nicht überzeugt bekomme, bin ich verärgert oder enttäuscht über mich oder ihn. Aber es tangiert mich nur mit Maßen, wenn ich in dieser Situation vom Gegenüber gesagt bekomme: „Sie sind schief gewickelt.“

Eine Gerichtsverhandlung stellte für uns jedoch eine absolute Ausnahmesituation dar, etwas, dem wir über Monate und Jahre entgegengefiebert hatten. Deshalb waren Richter für uns nicht nur Leute, die faktisch die Macht hatten, uns bei der Durchsetzung unseres Rechtes behilflich zu sein oder nicht. Sondern sie gerieten zur Autorität, die quasi rechtskräftig verkünden konnte: „Die Neumanns sind schief gewickelt.“ Und wenn ich zehnmal weiß, dass das Quatsch ist, und wenn ich mir hundertmal klarmache, dass die Presseerklärung des Urteils bereits getippt war, während wir uns im Gerichtssaal noch abstrampelten und aus dem freundlichen Lächeln des Richters dies und das glaubten ableiten zu können: Es ging mir trotzdem so.

Für einen Anwalt, der täglich vor Gericht steht, ist eine Verhandlung vermutlich nicht mehr als ein Match, das mal so und mal so ausgeht. Aber so war es für uns eben nicht. Und deshalb reagierten wir nach den Urteilen mit dem Gefühl der Scham, mit dem schwer zu bekämpfenden Reflex, uns in ein Mauselloch zu verkriechen. Zumal wir nicht in der Kunst der Richterschelte geübt sind, noch darin, eine Niederlage so umzubiegen, dass sie wie ein Sieg daherkommt.

Diese Situationen der Niederlage habe ich als recht bedrohlich erlebt. Wohin dann mit den Gefühlen der Scham, Wut und Enttäuschung? Autoaggressive, destruktive Lösungen liegen gefährlich nahe: „Wie konnte ich nur so blöd sein? Warum hast du nicht daran und daran gedacht? Wie konnte der Anwalt bloß ...? Hätten wir doch nur ...!“ Aus dieser Erfahrung ein weiterer Merksatz für AußenseiterInnen: Eine Niederlage ist wie ein Unfall. Absolute Priorität hat die Versorgung der Opfer, Ursachenforschung und Klärung der Schuldfrage laufen uns nicht davon. Sie finden nach erfolgter Genesung statt.

Ich möchte nun in einem Zwischenschritt von meiner konkreten und subjektiven Erfahrung den Übergang zu allgemeineren Überlegungen gehen. „Die größten Kritiker der Elche waren früher selber welche.“ Da ist genauso was dran wie an dem Satz, dass Konvertiten die Schlimmsten seien.

Bevor ich zu den Nachteilen und Gefahren eines früheren Elchdaseins komme, möchte ich die Vorteile erwähnen. Auch wenn ich – im Gegensatz zu meinem Mann – furchtbar viel aus meiner Theologinnenzeit vergessen habe, so bleibt doch noch genug, um auf diesem Feld halbwegs kompetent mithalten zu können. Aber oft muss ich das gar nicht unter Beweis stellen.

Mehr als einmal wollte in Diskussionen ein Theologe mit dem Argument punkten, dass die infrage stehende Materie wesentlich differenzierter sei, als ich das als Nichtexpertin beurteilen könnte. Es macht dann eine diebische Freude, auf mein theologisches Diplom und meine nicht ganz geringe einschlägige Berufserfahrung zu verweisen. Allein mein zarter Wink, ich sei in der Lage, gewissermaßen ein Duell mit den Waffen der Theologen zu führen, erübrigte Weiteres. Ähnliches gilt für Hinweise, bestimmte Dinge könne nur begreifen, fühlen, nachempfinden et cetera, wer dazugehöre. Ich als Außenstehende sei konstitutionell unfähig mitreden zu können und daran sei auch nichts zu ändern. Auch diese Variante des Arguments „davon verstehst du nichts“ läuft durch den Hinweis auf meine Biographie ins Leere.

Zu den Nachteilen des früheren Elchdaseins zähle ich nicht das beliebte Psychologisieren der Gegenseite, ich hätte da einen Komplex, etwas nicht verarbeitet und dergleichen mehr. Psychologisieren kann ich selbst besser. Aber genau das heißt auch, dass ich durchaus darüber nachdenke, ob und inwieweit meine Elchkritik nicht doch Hinweis auf eine nicht gelöste Bindung an die Vergangenheit ist.

Ich glaube, das verneinen zu können. Und zwar aus dem folgenden Grund: Mein Engagement für die Trennung von Staat und Kirche und gegen Ungerechtigkeiten, die aus illegitimen Ansprüchen und Privilegien der Kirchen stammen, ist für mich keine Lebensaufgabe. Es gibt für mich Wichtigeres und ich vergesse in keinem Moment, dass es größere Schweinereien gibt als die grundgesetzwidrige Bevorzugung der Kirchen. Dass ich mich auch auf diesem Feld engagiere, liegt in der Tat darin, dass ich mich hier auskenne. Hätte ich Biologie studiert, würde ich vermutlich mein Wissen einbringen, um gegen große Bereiche der Gentechnologie zu kämpfen, hätte ich Physik studiert, würde ich mich mit der Atomlobby zoffen usw.

Ich sehe unser Engagement – und ich denke, mein Mann sieht das ebenso – als einen mir aufgrund meiner Lebensgeschichte möglichen Beitrag für ein bisschen Fortschritt, Rechtlichkeit und Humanität. Das ist der Bezugspunkt und nicht die Religion oder die Kirchen. Die Gefahr, in Abhängigkeit von dem zu verharren, wogegen man sich gerade absetzen will, betrifft nicht nur Individuen, sondern auch Gruppierungen, zum Beispiel den IBKA.

Sich über Religion und Kirche zu definieren – und sei es über die Vorsilbe „a“ oder „anti“ ist meiner Meinung nach nicht nur deshalb gefährlich, weil sie einen an etwas bindet, was man ablehnt, sondern noch viel mehr, weil es die Bindung an etwas Bedeutungsloses darstellt. Es bedeutet die Selbstverurteilung zur Bedeutungslosigkeit.

Ich behaupte mit allem Nachdruck: Kirchen und Religion sind im realen Leben der Menschen bedeutungslos. Damit scheine ich meinen oben geschilderten persönlichen Erfahrungen zu widersprechen. Tue ich aber nicht: Die Elternbeirätin, die sich für's Schulgebet starkmacht, weil man zuhause nicht zum Beten komme, spiegelt exakt wider, was ich meine: Kirche und Religion sind Vehikel, um nach außen zu signalisieren „mir san mir“, aber ansonsten hat man damit nichts am Hut.

Als ich in der Kreuz-im-Rathausaal-Geschichte den Vorschlag machte, man könne doch das Kreuz abhängen und stattdessen für interessierte Gemeinderäte vor jeder Sitzung eine Andacht machen, wurde das genauso verstanden, wie es gemeint war – als Hinterfotzigkeit. Die Gemeinderäte wussten, dass ich wusste, dass hinter ihrem Kreuzeskampf null religiöses Engagement stand.

Ich begründe meine Behauptung, Kirchen und Religion seien im realen Leben der Menschen bedeutungslos, unter anderem mit meiner täglichen Erfahrung in meinem Beruf. Als Psychoanalytikerin vertrauen mir Menschen Dinge an, die sie nicht einmal den nächsten Angehörigen je mitteilen würden. Tatsache ist, dass religiöse Probleme und Fragen selbst im Leben von Personen, die in kirchlichen Gruppen engagiert sind, keine Rolle spielen. Es sei denn, man würde darunter die häufigen Äußerungen zählen, dass einem die Vorbereitungen zur Erstkommunion der Tochter zu viel sind und man froh sei, wenn der Rummel vorbei ist. Welcher Konfession eine Patientin, ein Patient angehört, erfahre ich häufig in der ganzen Behandlung nicht und kann es auch nicht erschließen. Über Religion wird nicht geschwiegen, sondern über Religion gibt es nichts zu reden.

Dies deckt sich mit einer Meldung, die ich kürzlich irgendwo las: Lediglich zwei Prozent aller Meldungen in den Medien betreffen kirchliche oder religiöse Inhalte. Da bringt die Bundesliga mehr.

Manchmal wird die Frage gestellt, warum so wenig Menschen, die aus der Kirche austreten, in den IBKA eintreten. Eine der Antworten ist: Kirchenaustritt ist nichts Er kämpftes mehr. Es macht einen fundamentalen Unterschied, ob ich aus einer Institution austrete, die ich z. B. einmal geliebt habe, für die ich mich engagiert habe oder die mich gequält und schikaniert hat, oder ob ich aus einer Institution austrete, in die ich irgendwann zufällig hineingeraten

bin und die mir mein ganzes Leben so lang wie breit war, die ich weder als nützlich noch als schädlich wahrgenommen habe.

Ich behaupte, dass die meisten Mitglieder des IBKA Menschen sind, auf deren Leben die Kirche Einfluss genommen hat. Das wird es immer weniger geben. Deshalb würde eine lediglich antikirchliche Selbstdefinition des IBKA ihn in absehbarer Zeit wegen Überalterung verschwinden lassen. Denn schon die Generation nach mir kommt weithin an der Kirche vorbei, sie braucht sich nicht dran zu reiben.

Es mag noch Orte geben, wo man sonntags keinen Garten umgraben darf, es mag noch Dörfer geben, da gibt es keinen Tanz in der Adventszeit. Aber diese greifbaren Machtdemonstrationen haben inzwischen exotischen Charakter. Was meine Generation noch umtrieb, z. B. die Frage der konfessionellen Mischehen – wen kümmert das heute noch?

Vor Kurzem erfuhr ich in einer Behandlung ganz en passant, dass der Schwiegersohn, der sich selbst als religiös definierenden Patientin, einer sogenannten Sekte angehört. Für sie war das nichts, was zu problematisieren gewesen wäre. Was hätte das vor dreißig Jahren noch für einen familiären Aufstand bedeutet! Wer wird heute noch wegen seines Geschiedenseins diffamiert? Es ist selbst bei uns auf dem Dorf inzwischen das Normalste von der Welt, dass kirchliche Trauung und Taufe des Kindes zusammen gefeiert werden.

Das kann uns natürlich genauso freuen, wie es die Kirchen ärgert, deren Vertreter die Stirn in sorgenvolle Falten legen und als Warner vor der „Patchworkreligiosität“ und gegen „Beliebigkeit“ durch die Lande ziehen. Obwohl mit dieser sogenannten Patchworkreligiosität erstmals dem Pauluswort Rechnung getragen wird „prüftes alles, und was gut ist, behaltet“. Marktwirtschaft liegt eben nicht jedem.

Aber wir sollten uns angesichts dieser Entwicklung auch klarmachen: Der Jubel über den Zerfall der Kirchen könnte uns im Halse stecken bleiben. Zunächst einmal ganz eigensüchtig gedacht: Aufgrund der Entwicklung kommt uns unser Außenseiterstatus abhanden. Mit dem unübersehbaren Angebot an Weltdeutungen schwinden unsere Chancen, wahrgenommen zu werden.

Der Jubel könnte uns aber aus einem noch viel gewichtigeren Grund im Halse stecken bleiben, dann nämlich, wenn an die Stelle des alten diktatorischen Aberglaubens lediglich ein neuer oder deren mehrere träten. Damit meine ich weitaus weniger die unzähligen mehr oder minder merkwürdigen Grüppchen, die auf indianische Weise schwitzen, auf tibetische Weise meditieren, auf afrikanische Weise übersinnliche Erlebnisse haben; ich meine auch nicht die unglaublich vielen Menschen, die Rat bei der Astrologin, Geisthei-

lerin, Kartenlegerin suchen. Hier machen Menschen – mehr oder minder – von ihrem Recht auf Selbstbestimmung Gebrauch und suchen – mehr oder minder – frei und unabhängig für sich Lebenssinn und Glück. Das ist in Ordnung.

Es kann Zuwachs an Weisheit und Reife bedeuten, wenn mir nicht mehr die Verantwortung für meine Weltanschauung von jemandem abgenommen wird, wenn mir niemand mehr vorschreibt, was ich zu glauben habe. Aber der Fortschritt kommt keineswegs automatisch, sondern nur insoweit, als Menschen wirklich die Verantwortung für sich zu übernehmen bereit sind. Die Neigung, sich wieder unter das vermeintlich schützende Dach einer Heilslehre zu flüchten, wird bei vielen bestehen und noch viel mehr werden sich schlicht und ergreifend überhaupt keine Gedanken zu weltanschaulichen Fragen machen. Müssen sie auch nicht.

Ich will aber damit sagen: Hüten wir uns vor der Illusion, das Schwinden der Macht der alten institutionalisierten Religionen ginge automatisch mit Fortschritt einher.

Sicher hat der „Zerfall der Blöcke“ – im Religiösen wie im Politischen – Vorteile und große Chancen für die Menschen. Wir mussten aber in der Politik Abschied von der Illusion nehmen, dass nur MenschenrechtlerInnen am Werk sein könnten, wenn eine Diktatur gestürzt wird, und dass es danach nur besser werden kann. Bekommen wir nicht manchmal so etwas wie Sehnsucht nach den klaren Verhältnissen unter Breschnew, wenn uns die Angst vor dem unkontrollierten Chaos überkommt, das sich derzeit in der ehemaligen Sowjetunion breitmacht? So ähnlich können wir auch die Entwicklung im Bereich der Weltanschauung betrachten.

Ohne die Befreiung, ohne den Fortschritt, ohne die Emanzipation schmälern und kleinreden zu wollen, müssen wir auch sehen: Es ist möglich, dass wir es künftig statt mit ein oder zwei autoritären Regimen plötzlich mit fünfzig oder hundert zu tun haben; es ist möglich, dass es auch im religiös-weltanschaulichen Bereich zu unüberschaubaren mafiosen, terroristischen und chaotischen Entwicklungen kommt.

Was mich aber weit mehr beschäftigt, ist die Angst vor einer ganz anderen Form der Religiosität: Ich meine die Heilsversprechen der Medizin, der Wirtschaft, der Gentechnologie, denen Massen tiefgläubiger Anhängerinnen und Anhänger blind vertrauen. Bis vor etwa einem halben Jahr musste man nur das Wort „Globalisierung“ aussprechen und alles fiel in Ehrfurcht auf die Knie wie früher die Leute, wenn die Monstranz gezeigt wurde. Der Höhepunkt dieses Kultes scheint mir bereits wieder überschritten, neue folgen.

In meinem Beruf begegnet mir so jedes halbe Jahr eine neue Prozession zu einer neu entdeckten wundertätigen Quelle: Die Glückspille ist gefunden,

definitiv; beseitigt Depressionen, Ängste, Sorgen, Zwänge im Handumdrehen und auf Dauer. Einige Monate später – die ersten Fälle von Magenbluten, Leberschäden oder irreversiblen Grimassierens gingen mindestens durch die medizinische Fachpresse – ist die Glücksspiellehre geschrumpft und die Zahl der auch nicht glücklicher gewordenen Medikamentenabhängigen hat sich erhöht. Oder schließlich die Hohenpriester der Gentechnologie und deren Gläubige.

Hier zeichnet sich eine Entwicklung zu einer Diktatur ganz neuer Dimension ab. Jüngst teilte eine amerikanische Krankenversicherung einer Schwangeren mit, sie würde zwar die Kosten für die Abtreibung übernehmen, nicht aber für die Pflege für ein aufgrund eines – möglichen! – genetischen Defektes kranken Kindes.¹ Noch ist so etwas der Erwähnung in einer Tageszeitung wert. Wie lange noch?

Wenn wir uns in dieser Situation darauf beschränken, Leserbriefe gegen die Kirchensteuer zu schreiben, uns darüber aufzuregen, dass sich Protestanten und Katholiken immer noch um ein gemeinsames Abendmahl kloppen oder die Augenbrauen hochzuziehen, weil ein Bischof etwas merkwürdigen Sexualpraktiken huldigt, so bringen wir uns hoffnungslos ins Abseits.

Die katholische Kirche mag es für angemessen halten, noch dann über die Sündhaftigkeit von Homosexualität und den Gebrauch von Kondomen zur Aidsvermeidung zu diskutieren, wenn Neckermann das Bestellen von Kindern nach Katalog möglich macht. Wir sollten uns derlei Beschränktheit nicht oktroyieren lassen, sonst ist die einzige Aufmerksamkeit, die wir bekommen, die von kirchlicher Seite.

Es kann aufgrund unseres begrenzten Zeitbudgets und unserer begrenzten Kraft notwendig sein, sich in unserem Engagement tatsächlich zu beschränken auf – sagen wir – den Kampf gegen kirchliche Privilegien. Aber wenn dem so ist, dann müssen wir uns in jedem Moment bewusst sein, von welcher begrenzten Bedeutung dieser Bereich ist. Der Frosch darf seinen Teich mit der Welt verwechseln. Wir nicht.

Aber eigentlich finde ich den Gedanken an eine solche, vielleicht durch unsere begrenzten Möglichkeiten diktierte Selbstbeschränkung unbefriedigend.

Internationaler Bund der Konfessionslosen und Atheisten – wenn der Name Programm ist, dann wäre ich vielleicht geneigt, für eine Namensänderung zu plädieren. Eine Interessenvertretung für all die, die keiner religiösen Gruppierung angehören und angehören wollen, das ist das eine. Aber sollte das Programm des IBKA nicht weiter gefasst sein?

¹ Isabel Rodde: Retortenbabys und Gentests in den USA bereits Alltag. In: *Frankfurter Rundschau* vom 25. 9. 2000.

Es geht nicht nur um das, was wir als religiöse Gläubigkeit bezeichnen, sondern: Was ist der Wahn von Lourdes und Fatima gegen den Machbarkeitswahn einer marktschreierischen Gentechnologie und Medizin, in der keinerlei Reflexion stattfindet, wohin die Reise gehen soll und was genau man denn „optimieren“ will, außer dem eigenen Verdienst? Was ist die Missachtung der Selbstbestimmung des Menschen durch das Verbot der Empfängnisverhütung und Abtreibung gegen die Missachtung der Selbstbestimmung durch die Unterwerfung der Menschen unter vorgebliche wirtschaftliche Zwänge, heißen sie nun Maschinenlaufzeiten oder Stellenabbau wegen Rationalisierung. Was ist die Ausgrenzung von Frauen aus kirchlichen Leitungspositionen gegen den Jugendlichkeitswahn, der gestandene Männer (über fünfzig Jahre in der Regel) allen Ernstes in die Fernsehkamera sagen lässt, wer in der Computerbranche über dreißig Jahre alt sei, sei ausgebrannt, nicht mehr zu gebrauchen?

Es gibt Religionen, die sich gar nicht als solche definieren, die furchtbarer und gefährlicher werden können und schon sind, als es die herkömmlichen Religionen je waren. Ich meine also: Die Aufgabe des IBKA wäre der Kampf gegen jede ideologiebegründete und ideologiegesteuerte Dummheit und Bosheit.

Im Schwäbischen würde man jetzt sagen, „verlupfen Sie sich nicht, Frau Neumann“. Schon wahr. Ich meine auch nicht den lächerlichen Anspruch, eine Handvoll Leute müsste all das stemmen, was ich genannt habe. Es besteht kein Anlass zu Größenwahn, aber es besteht auch kein Anlass zur Unterschätzung der eigenen Möglichkeiten. Wenn ich den Bezugsrahmen richtig wähle, können einzelne und kleine Gruppen durchaus optimistisch sein.

Mit Bezugsrahmen meine ich – und damit kehre ich nach dieser tour d’horizon zu meinen persönlichen Erfahrungen zurück: Wenn ich einerseits die zahlenmäßige, finanzielle und politische Potenz großer Institutionen in Relation setze zu den dürftigen Resultaten, die sie erzielen, und wenn ich andererseits bilanziere, mit wie wenig Mitteln von wenigen Engagierten Beachtliches erreicht wird, so ist das Grund genug, Vertrauen zu haben. So bin ich fast geneigt, biblisch zu werden und zu sagen: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde.“

Ich bin in den vergangenen Jahren zunehmend respektloser geworden gegenüber den großen Apparaten, respektloser gegenüber den hofierten Eliten, respektloser gegenüber hochrangigen Diskussionspartnern. „Des Kaisers neue Kleider“ ist nicht nur ein hübsches Märchen, sondern deckt sich

mit meiner Erfahrung. Alle kochen sie mit Wasser und oft kochen sie recht schlecht damit. Manchmal träume ich: Wenn ich den Apparat hätte, den die anderen haben, da würde was rauskommen! Aber womöglich ist Effizienz umgekehrt proportional zur Größe des zur Verfügung stehenden Apparats.

Irgendwo las ich, dass das von uns erstrittene Bundesverwaltungsgerichtsurteil allein das Land Baden-Württemberg 63 Millionen DM kostet, weil es die Ausbildung der EthiklehrerInnen in die Gänge bringen muss. Das ist doch nicht nichts! Wenngleich ich nicht verhehle, dass sich in diese Genugtuung ein Wermutstropfen mischt, weil ich diese 63 Millionen DM mitfinanzieren muss. „Hunderttausende sagen: Einer allein kann ja doch nichts machen“ – so stand auf einem Plakat, das lange bei mir hing, bis ich es einer Patientin schenkte, die es sich zum Abschied der Therapie erbat.

Zu Kleinmut besteht kein Anlass: Wenn wir unsere Angst überwinden, wenn wir unseren Verstand gebrauchen, wenn wir einen langen Atem haben und wenn wir uns einerseits wichtig und andererseits nicht so wichtig nehmen, so können wir gerade in einer Außenseiterfunktion, vielleicht sogar nur in einer solchen, mehr verändern, als wir Ungläubige glauben.